

Am Anfang war Utopia

Alle Menschen sind gleich, alle helfen allen, es gibt keinen Privatbesitz. Auf Tristan da Cunha, der abgelegensten bewohnten Insel der Welt, sollte die perfekte Gesellschaft entstehen. Das war das Ziel der Walfänger, Schiffbrüchigen und Soldaten, die als erste Siedler in die Abgeschiedenheit des Südatlantiks gekommen waren. Jetzt, nach 200 Jahren, droht das Experiment zu scheitern.

Von Christian Schmidt

Fotos: Manuel Bauer

Tief unter Johns Füßen brandet der Südatlantik gegen die Klippen von Tristan da Cunha, so heftig, als wolle er die Insel, diesen Fremdkörper in seinem Reich, vertreiben. Auf dem Streifen Grün dahinter drücken sich die Häuser von Edinburgh wie eine Herde im Sturm aneinander, sich ängstlich duckend vor der Grösse des Vulkans, der neben ihnen aus dem Boden wächst.

John sucht nach sicherem Stand im Lavageröll und schaut hinunter auf die Miniaturlandschaft. Er ist auf den Vulkan gestiegen, um seine Schafe zu scheren. Fünf Stunden Aufstieg. Seine Augen kneift er zu Schlitzeln, um sie vor dem stechenden Wind zu schützen. „Hübsche Brise!“ John brüllt. Eine Brise? „Yeah!“

John, 28, ist sich solches Wetter gewohnt. Fast siebentausend Kilometer tobt der Wind zwischen Kapstadt und Buenos Aires, das ist seine Arena, und nichts in der brodelnden Wasserwüste bricht seine Kraft ausser dieser Insel, dort auf der Karte

zu finden, wo sich die Erdkugel zur Antarktis zu runden beginnt.

Nirgendwohin können sich Menschen weiter von anderen Menschen zurückziehen.

Auf dem höchsten Punkt von Tristan war John noch nie. „Trisst'n“, wie er sagt, mit einem weichem Akzent, so, wie er nur in Einsamkeit wachsen kann. 2060 Meter hoch ist der Vulkan, die Spitze fast immer von einem grauen Wolkenhut bedeckt. Vor dem letzten steilen Anstieg gibt John jeweils auf. Weshalb? Vielleicht, weil er italienisches Blut in den Adern hat und nicht daran denken mag, welche andere Welt jenseits des Horizonts liegt. Oder, im Gegenteil, weil er den Blick in die Ferne nicht braucht. Weil er hier alles hat.

John sagt nichts. Er schaut hinaus aufs Meer, fährt sich durchs borstige Haar und zieht die Schnürsenkel seiner Bergschuhe fest. Es gibt Din-

ge hier draussen, die man besser nicht hinterfragt. Weil sie sich sowieso nicht ändern lassen.

Als John am späten Nachmittag wieder an der Küste unten ist, findet die sinkende Sonne ein Loch in den Wolken und lässt die Häuser von Edinburgh strahlen, Zuckerwürfel im grellgrünen Gras. Edinburgh hat 290 Einwohner, es ist das einzige Dorf auf Tristan. Irgendwo rattert ein Traktor, von der Schule her hört John die Kinder ein englisches Volkslied singen. Der Vulkan, tagsüber schutzbietende Schulter, wandelt sich mit dem wachsenden Schatten zur dunklen Wand.

John geht nach Hause, tappt mit nassen Socken in die Küche und holt sich ein Bier aus dem Kühlschrank, ein „Milk Stout“, dunkel und erdig, importiert aus Kapstadt, 2778 Kilometer entfernt. Dass in der fernen Welt über Tristan wenig bekannt ist und das Wenige teils auch noch falsch ist, ärgert John. In Amerika, Frankreich und Japan kennt man die Insel, weil hier die Tristan Cold Water Rock Lobster auf den Tisch kommen, die Hummer von Tristan. „Es sind die besten“, sagt John. Das wissen die Leute, und daran ist nichts auszusetzen. Und sie wissen, was im Guinnessbuch der Rekorde steht: Keine andere bewohnte Insel liegt so weit weg vom nächsten Festland wie Tristan. John holt die gebratene Schafskeule aus dem Ofen und schneidet sich eine Scheibe ab, Reste von gestern, seine Frau Vanessa hat gekocht. Aber dann diese Gerüchte: Die Menschen auf Tristan seien verblödet, weil sie Inzucht betreiben. Das trifft John. „Weil es falsch ist“. Und

es trifft ihn, weil die Leute, die sich darüber das Maul zerreißen, keine Ahnung haben vom Leben in der Abgeschiedenheit.

Ganz abgesehen davon, dass man hier nichts anderes tut wie einst die Honorablen der europäischen Königshäuser.

John wägt seine Worte genau. Er legt die Gabel weg, bevor er zu sprechen beginnt, schluckt, schaut auf, und dann kommt ein einzelner Satz, wie in Granit gehauen. John lässt nichts auf seine Insel kommen, sie ist für ihn eine Verheissung: Hier berühren sich die Extreme. Auf dem kleinen Felsen, der so einsam im Südatlantik schwimmt wie der Abendstern am Firmament, soll die perfekte Gesellschaft verwirklicht werden. Da dürfen keine Unwahrheiten im Weg stehen..

Pünktlich um Mitternacht verstummt das leise Brummen, das auf Tristan stets zu hören ist; der Generator am Hafen unten stellt ab, alle Lampen verlöschen. John öffnet den Windfang und lässt seine beiden schwarzweissen Bordercollies noch einmal hinaus. „Go!“ Er schaut in die schwarze Nacht. Das Licht war der Schein der Normalität, die Technik funktionierte, alles war o.k. Nun ist es auf der Insel so dunkel wie vor zweihundert Jahren, als hier noch keine Menschen lebten.

Am Tag ist die Einsamkeit da, jetzt deckt sie die Insel zu.

Die Hunde jagen über die Wiese, unter einer Mondsichel, die gleich einer Hängematte am Himmel klebt. Eine Million Jahre, vielleicht auch drei Millionen alt ist das Land unter Johns Fü-

ssen. Damals wuchs die Insel aus dem Grat des südatlantischen Rückens, in einer Reihe mit Ascension und St. Helena. Die drei Vulkane bildeten eine Kette aus Feuerwerken. Niemand weiss genau, wie gross Tristan ist. 78, 86, 95 oder 98 Quadratkilometer? Will John den Kegel umrunden, muss er sein Fischerboot gut zwei Stunden durch die Wellen steuern. Und immer sind sie gegen ihn; der Wind ist tückisch in der Mitte des Südatlantiks.

Durch die Dunkelheit hört John das Brausen des Ozeans, regelmässig donnern die Brecher gegen die Klippen. Tristan ist eine abweisende Insel; schroff steigen die Wände des Vulkans aus dem Wasser und verwehren den Zugang. Als der portugiesische Seefahrer Tristao da Cunha die Insel 1506 entdeckte, segelte er weiter, ohne sie betreten zu haben. Nur am Fuss seiner Nordseite bildet der Vulkan eine Landlippe, schmal und langgezogen. Sie hängt wie ein Trittbrett am Kegel. Zehn Minuten fährt John mit seiner alten 125er Honda auf dem schmalen Holpersträsschen, Tempo 40, dann hat er den Gürtel in seiner ganzen Länge durchquert.

Das Land zwischen Wasser und Felswand ist die Heimat der 290 Menschen. Hier wohnen sie in ihren kleinen Häusern, locker hingestreut, so nahe beieinander, dass man sich rufen kann, so isoliert, dass die stete Nähe auf der Insel wenigstens in der Nacht durchbrochen wird. Mitten drin stehen die katholische und die anglikanische Kirche, beide jeden Sonntagmorgen gut gefüllt. „Gott ist der Höchste“, sagt der Pfarrer, und die

Gemeinde murmelt „Amen“. John nennt das Dorf „The Settlement“, die Siedlung. Den offiziellen Namen Edinburgh of the seven Seas verwendet er nie. „Wir brauchen keine Namen.“ Auch keine Strassennamen, nicht einmal Familiennamen. John ist der einzige John auf Tristan.

Zurück in der Küche reisst John die Lasche der nächsten Bierdose ab, er wartet auf Vanessa. Seit zwei Jahren ist er verheiratet. Vanessa ist 24, stolz und scheu, mit einem umwerfenden Lachen, blauen Augen und langen Beinen. Und sie ist blond. Das gefällt John, dem Italiener. Vanessa gehört zu jenen Menschen, für die im Leben nichts wichtiger ist als das Glück der anderen Menschen. Bald wird der zitternde Punkt ihrer Taschenlampe auf dem Strässchen auftauchen, das vom Hafen zum Haus führt. Sie kommt von der Arbeit, Überstunden bis jetzt. Vanessa ist verantwortlich für das Lagerhaus auf Tristan. Der südafrikanische Eisbrecher Agulhas wird in wenigen Tagen Nachschub bringen; nun muss sie die restlichen Vorräte umräumen.

Die beiden sitzen kurz in der Küche beisammen. Schweigend. Es gibt nicht viel zu sagen. Der Wind rüttelt am Haus aus hellgestrichenen Lava-backsteinen, einstöckig, fünf Zimmer; die der Kinder stehen noch leer. John hat den Bau selbst entworfen, nach bewährtem Tristan-Muster: schmucklos, dafür solid. Kunsthandwerk braucht es nicht. Ein Haus sturmfest zu bauen, der Natur zu trotzen, das ist Kunst genug auf Tristan. Schnell schnell mussten die Mauern zusammen-

geplastert werden, wenn das Wetter mitspielte „und der Lieferant in Kapstadt den Zement nicht vergessen hatte.“ Zwei Monate wartete John damals. Aber das ist nichts Besonderes. Manchmal verstreicht ein halbes Jahr, bis das nächste Versorgungsschiff auftaucht. Man wird geduldig auf Tristan.

John und Vanessa gehen zu Bett. Schweigend. Der Wind pfeift, als wolle er sie verhöhnen: Was wollt ihr hier draussen? Sturm, Zweisamkeit und das sanfte Fauchen des Gasstrahlers bleiben ihnen. Sein bläuliches Licht wird zum ewigen Licht. Eingehüllt in ihre Decken hoffen sie, der Himmel möge den Berg ruhig halten, und er möge das Meer ruhig halten. Manchmal hören John und Vanessa, wie sich in der Höhe Steine lösen, über die Hänge des Vulkans poltern und am Fuss der Wand zerschellen, wenige hundert Meter neben ihnen. Dann liegen sie wach. 1961 spie der Berg aus seiner Nordflanke Lava, genau dort, wo das Dorf liegt. Der Ausbruch verlief glimpflich; der glühende Strom zerstörte nur Weideland, ein Haus und die alte Fischfabrik. Vor zwei Monaten wurde ein toter Seemann angeschwemmt, und vor wenigen Tagen hat John seinen Cousin Duncan aus dem Wasser gerettet. Sie wollten mit ihrer kleinen Barke Fracht transportieren, da begann eine Holzkiste zu rutschen und schleuderte Duncan über Bord. John erwischte die Kapuze des Ölzeugs, kurz bevor das Gewicht der Kleider und Stiefel Duncan in die Tiefe zog.

Die Menschen auf Tristan leben eingeklemmt zwischen den beiden Gewalten. Es ist ein schma-

les Lebensband, von dem es keine Rettung gibt. Seit einem Jahr steht vor dem Verwaltungsgebäude der weisse Pilz eines Satellitentelephons, es ist das einzige Telefon auf Tristan, doch was nützt der Faden zur Aussenwelt? Sechs Tage bei gutem Wetter, elf Tage bei Sturm braucht das Schiff aus Kapstadt, bis es hier ist. Als Walter, der freundliche alte Herr, nach einem Hirnschlag beatmet werden musste, lebte er so lange, wie der Sauerstoffvorrat des kleinen Inselspitals reichte. Noch zwei Flaschen, noch eine.

„He was a handy man.“ Und er spielte wunderbar Akkordeon. Der Union Jack vor dem Pub flatterte auf Halbmast.

Das Glück der Einsamkeit liegt nicht auf der Hand. Es liegt tiefer. John hat Inselchef James schon über die Welt auf der anderen Seite des Ozeans reden gehört. James, der seine Haare trägt wie die Beatles anno 1962, seinen Humor mit einem hellen Kichern untermalt und Fremden nie ganz traut, war schon einige Male draussen: Schottland, England, Falkland. Er kommt immer wieder zurück. Warum? „Weil ich hier glücklich bin.“ Und warum? „Tristan ist meine Heimat.“ Trisst'n. „Draussen habe ich gelernt, was man im Leben alles falsch machen kann. Man kann viel falsch machen.“

Das imponiert John. John hat die Insel noch nie verlassen. Noch nie sah er zehnspurige Strassen und die Warteschlange im McDonald's, noch nie sass er in einer Eisenbahn oder im Kino. Dabei würde John an solchen Orten nicht auffallen. Im

Hinterland eines westeuropäischen Landes könnte er leben, wo dicke Pullover und Regenjacke zur zweiten Haut werden, wo man die Dorfschule besucht und in den Fusstapfen des Vaters weitermacht. Nichts weist darauf hin, dass John mitten im Südatlantik zu Hause ist. Ausser vielleicht, dass er nicht flucht. Niemand flucht auf Tristan.

Inselchef James ist Nachfahre des ersten Siedlers auf Tristan. Der erste Siedler, Korporal William Glass aus der schottischen Stadt Kelso, war 1816 als Besetzer in die Abgeschiedenheit des Südatlantiks gekommen. Das British Empire annektierte Tristan, nachdem Napoleon Bonaparte auf die Nachbarinsel St. Helena verbannt worden war. Trotz 2'334 Kilometer offenem Meer zwischen den Inseln fürchteten die Engländer noch immer einen Befreiungscoup.

Nach einem Jahr wurde die Garnison wieder geschlossen, Glass blieb. Um nicht zu verhungern, legte er für sich und seine wenigen Genossen Ziele fest: Alle arbeiten für das Gemeinwohl; alle helfen allen; alles wird geteilt. Am 7. November 1817 setzte William Glass seine Unterschrift unter diese Grundsätze. Das Dokument liegt heute im Britischen Museum in London.

Der Regen hat die graue Wasserfläche des Südatlantiks müde getrommelt und lässt das Meer mit den Wolken verfließen, Nebel hängt an den narbigen Hängen des Vulkans. Nicht einmal die Silhouetten von Nightingale und Inaccessible sind zu sehen, den beiden unbewohnten Traban-

ten von Tristan da Cunha. Das ist Tristanwetter am frühen Morgen, wie an fast jedem frühen Morgen. Es macht die Welt kleiner und nimmt das Gefühl der Verlorenheit.

John ist das egal. Die Dinge sind, wie sie sind. Zusammen mit einem Dutzend Männer steht er auf den Klippen über dem Hafen, die Hände in den Taschen der blauen Arbeitskleider. Er kickt einen Hummerpanzer weg, Abfall von der Fischfabrik. Man muss die Leere schlucken können oder mit einem schnellen Spruch abtun, oder man schweigt besser darüber.

John schweigt. Eigentlich ist er Fischer, das ist sein Beruf; mit dem Export der Hummer sichert die Insel ihr Einkommen. Doch bei diesem Wetter können die Männer nicht raus, zu gefährlich. Also erledigen sie die Pendenzen eines gewöhnlichen Inseltags: Lava für Backsteine mahlen, Strassen reparieren, Trockenmauern bauen, Holzcontainer aus dem Bauch des letzten Versorgungsschiffs zerlegen. Uninteressante Dinge, die Männer zeigen keine Eile. Das nächste Haus muss noch lange nicht gebaut werden. Die wenigen Pickups, Landrover und Traktoren auf Tristan können auch weiter um die Schlaglöcher herum kurven, Mauern gegen den Wind kann es nie genug haben, und das Versorgungsschiff hat oft Verspätung „77 Tage, das ist der Rekord,“ brummt John.

John scharrt mit dem Schuh in der Erde. Er hätte so viel zu tun, Wichtigeres, alle haben so viel zu tun. Die Lämmer sollten markiert werden, die

Zäune oben auf dem Vulkan sind defekt. Frisches Rindfleisch muss heran, von der anderen Inselseite. Hier lebt eine Kuhherde das ganze Jahr ohne Aufsicht. Die Tiere sind wild und werden gejagt wie auf einer Safari: geduckt anschleichen, zielen, Schuss. Mit den Booten wird das Fleisch ins Settlement gebracht. Und dann möchten alle noch etwas in ihrer kleinen Landwirtschaft arbeiten; schliesslich gibt es etwas zu gewinnen. Die Inselbewohner beleben ihre Einsamkeit mit Wettbewerben. Wer erntet die schwerste Kartoffel? In welchem Garten blüht die schönste Dahlie? Wer hat die grössten drei Zwiebeln? Die Namen der Sieger werden in den Tristan Times veröffentlicht. 1 Kilo 32 Gramm wog die schwerste Kartoffel im letzten Sommer. Aber die Arbeit für die Allgemeinheit muss erledigt werden; sie hat Vorrang. Hier gibt es keine Menschen aus fremden Ländern, welche die Dreckjobs machen.

Alle sind gleich, so lautet das Prinzip. Als der Vulkanausbruch 1961 zur Evakuierung der Insel zwang, brachte ein Schiff die Insulaner zuerst nach Südafrika. Dort hielten sie es nicht aus. Un-erträglich war für sie mit anzusehen, wie die dunkelhäutigen Menschen behandelt wurden. Sie flohen weiter, nach England.

Die Männer ziehen sich unter das Vordach des Lagerhauses zurück. Heute ist besonders ekliges Wetter; der Regen fliegt waagrecht, getrieben vom Sturmwind, die Haare der Männer durcheinander wirbelnd. Schwarze Haare, blonde, braune, rote. Noch ist die Vergangenheit der Tristaner zu erkennen, der dunkle Teint der Kreolen, die helle

Haut der Holländer, die Sommersprossen der Iren. John ist immer noch Italiener, eine vage Andeutung hat die Generationen überdauert: die borstigen Haare, der kantige Kopf, ein Römerschädel, dazu sein manchmal aufbrausendes Temperament.

Als Walfänger, Soldaten, Matrosen und Schiffbrüchige haben die Vorfahren der Tristaner hierher gefunden. Johns Ururgrossvater Gaetano Lavarello, Matrose aus dem ligurischen Städtchen Camogli, war 1892 hier gestrandet. Die Ladung des Kohlefrachters Italia hatte sich mitten auf dem Südatlantik entzündet, Tristan war die einzige Rettung für die Mannschaft. Nun lebt John Tür an Tür mit Menschen aus sieben anderen Ländern, als gäbe es in der Welt nirgends Streit unter Nationalitäten.

Kannst du noch italienisch? „Nein.“ John zieht tief Luft ein. Was soll er hier mit Fremdsprachen?

Die Regeln von William Glass blieben über hundert Jahre bestehen. Sie begannen sich erst zu lockern, als Tristan im zweiten Weltkrieg zur Meteorstation der Royal Navy wurde. Bis dahin hatten die Menschen vom Tauschhandel gelebt; wer hatte, der gab; wer brauchte, erhielt. Nun drückte man ihnen plötzlich Geld in die Hand, wenn sie Milch, Fleisch und Kartoffeln zu den Baracken der Soldaten trugen. Die Armee zahlte Löhne, die Dinge gehörten nun nicht mehr allen; alles war anders. Als in diesen Jahren die ersten Briefmarken Tristans entworfen wurden, druckte man neben „4 potatoes“ auch den Wert in Pen-

nies auf. Die Veränderungen gehen weiter. Im Juli 1999 wurde auf Tristan erstmals schriftlich festgehalten, wer auf welches Grundstück Anspruch erhebt. Bis anhin hatte es kein privates Land gegeben.

Im Windfang hängt John die nassen Kleider auf, gleich über seinen Bergschuhen, bedeckt von weissem Schimmel. Der Regen hatte noch stärker zu rauschen begonnen, also ging er nach Hause. John hat ein paar Neuigkeiten erfahren. Neuigkeiten sind selten, wenn man sich täglich mehrmals sieht, bei der Arbeit, im Pub, auf der Hafenterrasse, beim Nachbarn: „Der katholische Pfarrer hat sich bei der letzten Bootsfahrt schon wieder übergeben.“ – „Morgen kommt ein Frachter mit einem kranken Matrosen, eine Herzattacke.“ – „Polizist Conrad ist sauer, weil die Reifen der Traktoren keine Profile mehr haben.“

Einige wenige Holzkisten haben die Männer heute zerlegt, das ist das Tageswerk. Für 90 Pfund im Monat macht man, was möglich ist, und alles andere bleibt liegen. In London geht ein solcher Lohn bei einem guten Abendessen über den Tisch. „So?“ murmelt John, ohne Interesse. Geld ist hier nicht alles. „Wofür willst du es ausgeben?“

In der Küche greift John nach Bier und Radio. BBC World Services, Zeit für die News. John setzt sich auf einen Barhocker. Eine Stimme schwimmt auf den Ätherwellen daher, fern, verzerrt. Zehntausend Kilometer liegen zwischen London und Tristan. Boris Jelzin ist einmal mehr im Spital, in

einem ägyptischen Museum hat ein Putzmann die Reste einer Mumie mit dem Staubsauger entfernt, immer noch Krieg in Äthiopien. John hört mit halbem Ohr hin. Die äussere Welt, die ferne Welt streitet sich. Er hört die Gründe, aber sie machen keinen Sinn.

Aber dann verliert die Stimme die Trainingsresultate des bevorstehenden Formel 1-Rennens. John dreht das Rauschen lauter. Er kennt die Cracks, die Details der Motoren. Er hat noch nie ein Formel 1-Rennen gesehen, es gibt kein Fernsehen auf Tristan, doch John kann sich vorstellen, ungefähr, wie die Autos mit 300 ins Kiesbett schlittern, rauchend und sich drehend wie ein Kreisel. John lacht, als würde er gekitzelt, seltsame Dinge gibt es. „Schumacher, Ferrari.“ Das ist sein Lieblingsteam. Natürlich. John, der Italo.

Dann legt sich John etwas hin und zieht das feuchtklamme Leintuch unters Kinn. Bald dringt sein Schnarchen durch die dünnen Holzwände.

Wovon träumt John? Von der Fremde? Fotos aus dieser anderen Welt schaut er schnell und kommentarlos an. Geschenke steckt er ohne erkennbare Regung ein. Weil er bisher auch ohne ein Schweizer Taschenmesser leben konnte? John spricht nicht darüber, wie er sich die „houtside wull“ vorstellt. Die was? Die „outside world“. Sie ist ein leerer Sack, der sich nach Belieben füllen lässt. Zum Beispiel mit Filmwahrheiten. Die Tristaner sind gute Kunden bei der Videolibrary in Kapstadt. Die Filme kommen in grossen Schachteln und kursieren von Haus zu Haus: Charles

Bronson schießt sich durch den Wilden Westen, Kevin ist allein Zuhause. Die Wirklichkeit der Filmstudios wird zur einzigen Wirklichkeit.

Geschichten, die man sich in der Ferne über Tristan erzählt, lösen bei John nur ein mitleidiges Lächeln aus. Zum Beispiel diese: Auf Tristan gebe es mangels Vorräte nur eine einzige Hochzeitstorte, sie sei aus Karton und werde von Paar zu Paar weitergereicht. So könne wenigstens das obligate Hochzeitsfoto geschossen werden: Glückliches Paar schneidet Torte an. Natürlich total falsch. Gestern war John am Geburtstag seines Patenkindes, da gab es wunderbare Kuchen, mit dickem Schokoladeguss. Wieviele standen auf dem Tisch? „Sieben.“ – Nichts als ein kleiner Witz, den sich die Frauen Tristans mit Fremden geleistet haben. Sie schürten etwas die romantischen Einsamkeits-Phantasien der Gäste. In der Außenwelt entstehen daraus neue falsche Wahrheiten über Tristan.

Als der Regen nachlässt, ruft John die beiden Bordercollies und kickt seine Honda an. Über die Dorfweide entlang der Vulkanwand geht die Fahrt, zwei Kurven einen kleinen Hügel hoch, auf der anderen Seite wieder hinunter. Fünf Kilometer, es ist die längste Strasse auf Tristan. Die Hunde fliegen neben ihm her. Als John den Landrover von Conrad kreuzt, dem bärtigen Inselpolitisten in originaler Bobby-Uniform, winkt John. Bei den Kartoffelfeldern hält er an und bockt die Honda auf.

„Am Fusse dieses Hügels macht Conrad Geschwindigkeitskontrollen, versteckt hinter einer Bodenwelle.“ Ist ja unglaublich! „Ja. Er trägt dazu eine fluoreszierende Jacke, wie die britische Autobahnpolizei.“ John schaut in die Landschaft, als würde er etwas suchen, vielleicht diese weissen Punkte dort oben, hingestreut auf die Wand des Vulkans wie Salzkörner, vielleicht ist etwas mit den Schafen. Dann beginnt er zu prusten. John mag Spässchen, und selten spricht er mehr. – Und wieder ist eine neue falsche Legende über Tristan geboren.

John will die Setzlinge kontrollieren. Der Regen wäscht manchmal die Erde weg. Die Kartoffelfelder, die „Patches“, sind der Stolz der Menschen auf Tristan. Wie ein Quilt liegen sie auf den Weiden, rotbraune Vierecke, durch schwarze Lavamauern voneinander abgetrennt.

Die Patches garantieren Tristan das Überleben, sollten die Versorgungsschiffe aufgrund des hohen Seeganges die Fracht nicht entladen können oder nur die Hälfte liefern. „Es wäre nicht das erste Mal.“ Zur Zeit warten die Tristaner gerade auf Mehl und Zucker, eine Schlampigkeit in Kapstadt. Vanessa hat alle Container durchsucht, die mit dem Eisbrecher Agulhas gekommen sind, sogar jene mit den bestellten Möbeln. Nichts. Das nächste Schiff wird sie bringen.

Wann? „In fünf Monaten.“

Fünf Monate ohne Mehl und Zucker. Was soll man da tun? Den Lieferanten beschimpfen? Das bringt nichts. Man wird demütig auf Tristan. Die

Wut findet keinen Widerhall, sie verliert sich in der Leere.

John und Vanessa haben die Setzlinge gegen die Kälte einzeln in Schafswolle eingepackt und mit verfaulenden Hummerpanzern gedüngt. Der Gestank nach totem Meergetier ist betäubend; John kümmert das nicht. Das Aroma der geernteten Kartoffeln überwiegt alles: dieses zarte Fleisch, das leicht süsse Aroma, vermischt mit dem Geruch nach Erde. Tristanerde. Niemand, der Tristan verlässt, geht ohne einen Sack Kartoffeln im Gepäck.

John geht weiter, zu den Patches von Vanessas Familie. Sind die eigenen Felder bestellt, hilft man den Nachbarn, und sind auch diese Felder bestellt, ziehen alle weiter zu den nächsten. Erntet eine Familie nur faule Kartoffeln, so erhält sie von den anderen. Die Vorräte werden geteilt. „William Glass,“ sagt John, mehr nicht. Der Name genügt, der Rest versteht sich von selbst. Bei der Ankunft eines Versorgungsschiffes bilden die Männer und Frauen eine lange Schlange vor dem Lagerhaus. Von Hand zu Hand gehen die Tomatenbüchsen, Bierkartons, Fliegenklatschen, Batterien, Stiefel und Unterhosen. Niemand kneift. Als John und Vanessa ihr Haus bauten, standen die Männer bereit, um Backsteine zu schichten und den Giebel aufzusetzen. Sie wissen, dass sie im Gegenrecht auf die Hilfe von John und Vanessa zählen können. Niemandem forderte Lohn, und auch der Boden war gratis. Einzig das in Kapstadt bestellte Material mussten John und Vanessa bezahlen. Bis zu achtzehn Paten und Patinnen haben die Kin-

der. Das hilft die Verantwortung tragen. Bewerben sich zwei Personen mit denselben Fähigkeiten um eine Stelle, so wird nach dem Einkommen entschieden: Wer bis anhin weniger verdiente, erhält den Job. Das gleicht aus.

Für Brian Baldwin ist der respektvolle Umgang, den die Tristaner miteinander pflegen, Quelle ihrer Herzlichkeit, Aufrichtigkeit und Zufriedenheit. Brian Baldwin ist Statthalter der Queen auf Tristan mit dem Titel His Honour the Administrator, ein weitgereister Mann mit blonden Locken und Nickelbrille, der auf den Weiden von Tristan Golfspielen gelernt hat und manchmal mit Schlagseite geht – Rückenschmerzen von der vielen Büroarbeit. Seit anfangs 1998 ist er hier, und er hat die Menschen schätzen gelernt. „Du kannst ihnen immer vertrauen, immer sind sie ehrlich.“ Noch nie habe Polizist Conrad seine Handschellen gebrauchen müssen, dabei sei er extra dafür ausgebildet worden, und seit Jahren lagert in der Arrestzelle im Verwaltungsgebäude nur Rettungsmaterial. Brian erzählt das in seinem kleinen Büro, unter dem Porträt der sanft lächelnden Queen. Er spricht mit Achtung, als würde ihm solches Glück zum ersten Mal begegnen.

Seine Frau Liz zeigt noch deutlicher, was sie von den Menschen in der Mitte des Südatlantiks hält. Nach einer Dinnerparty steht sie in ihrer Küche, einen Stapel Teller auf dem Arm: „Tristan ist der erste Ort, an dem ich mich selbst sein kann.“ Liz fühlt sich, als sei sie nach all den Stationen des unruhigen Diplomatenlebens nach Hause ge-

kommen, als habe sie ein Stück der Roman-Insel „Utopia“ gefunden, wie sie der englische Staatskanzler Thomas More im 17. Jahrhundert beschrieben hat: ein friedliches Eiland südlich des Äquators, auf dem die Menschen alles teilen, nur einige wenige Gesetze kennen und nicht mehr als sechs Stunden pro Tag arbeiten.

Die Tristaner sind stolz, Tristaner zu sein. Am Samstagabend machen sich John und Vanessa für den Ausgang schön. Vanessa steigt auf einen Küchenstuhl und nimmt ihre frisch gewaschene Jeans von der Rückwand des Kühlschranks. Unter dem Regendach einer Baumkrone tropfte sie ab, dann legte sie die Hose auf den Wärmetauscher. Der Kühlschrank ist ihr Trockner. John kommt mit nassem Haar aus der Dusche, glatt nach hinten gekämmt. Der Wetlook gefällt ihm. Das hat John irgendwo gesehen. Wo? „Hm.“ In einem Film wahrscheinlich.

Ein roher Holzboden, im Hintergrund eine Bühne mit rotem Vorhang. In der Prince Philip Hall ist Disco. John und Vanessa trennen sich, als sie den Saal betreten. John geht auf die rechte Seite, Vanessa auf die linke. Das ist Sitte. „Wir haben unsere Themen, und sie haben ihre.“ John greift unter die Bank und holt sich die erste Büchse Milk Stout aus seinem Stapel. Alle haben unter ihrem Sitz ihren privaten Vorrat. Seine Augen fliegen hin und her. Wer ist da? Wer ist mit wem da?

Die Mädchen tragen Mode, bauchnabelfreie T-Shirts, Turnschuhe mit dicken Sohlen, Verschnitt-

stücke aus dieser anderen, unerreichbaren Welt. Die erste CD dreht sich, eine Sammlung von Hits der letzten Jahre: „Un – dos – tres – Maria“, etwas Salsa, Discotechno und englischer Rock. Jedes Stück ist ein Ohrwurm, alle kennen die Songs, es sind jeden Samstag dieselben. Die Menschen Tristans fliegen über die Bretter, sie tanzen allein, zu zweit, mit Baby auf dem Arm, sie tanzen um schön zu sein, sie tanzen mit Hingabe und Eleganz. Sie tanzen um zu werben. Die Prince Philip Hall wird zum Ballroom, vergessen sind Sturm und Einsamkeit.

Der Samstagabend ist die Stunde der Wahrheit. Hier werden heimliche Affären öffentlich gemacht. Der Sohn des Inselchefs steht auf, geht über die Tanzfläche auf die Frauenseite und streckt der Insellolita die Hand hin, Schollmund, scheue Rehaugen. Die Antwort darauf ist ein Pfeifkonzert. „Yeeah! Wow wow wow!“

Die Ernsthaftigkeit wird auch gleich betont. Beim Tanz liegt die Hand des jungen Mannes fest auf dem Hintern seiner Partnerin.

Als Vanessa sich für John entschied, konnte sie ihre Auswahl an Männern an zwei Händen abzählen. Natürlich kennt sie John schon so lange, wie sie sich erinnern mag. Alle Kinder besuchen dieselbe Schule, die St. Marys School. Da kommt man gar nicht aneinander vorbei. Und irgendwann, da spürt man, was das Herz sagt. „An einem Samstagabend haben John und ich uns das erste Mal geküsst.“ Hier drinnen in der Disco? Bei einem Slow? Oder draussen, unter dem ewig

knatternden Union Jack? Vanessa lacht. Und schweigt.

Der Liebesmarkt ist eine schwierige Angelegenheit auf Tristan. Die Teenager beginnen sich früh füreinander zu interessieren, sehr früh. Vielleicht, weil die Konkurrenz so gross ist. Wer sich zuerst entscheidet, hat die besten Möglichkeiten. Irgendwo draussen unter freiem Himmel treffen sie sich, legen sich in das weiche Gras, über sich die Wolken, der Berg. Oder sie sehen sich unten am Strand bei der gestrandeten Hochseejacht, wie ein verendetes Tier auf der Seite liegend. Der Rumpf des Schiffes ist gleichzeitig Anschlagbrett für Liebeserklärungen. „Warren loves Pa...“ - akribisch weggekratzt. „Warren loves Ami“ - durchgestrichen. „Warren loves Natasha“ – unversehrt, das ist der Stand der Dinge.

„SHIT!“ steht daneben.

Die Kids finden sich zum Teil noch während der Schulzeit. Achtzehn ist die jüngste Mutter. Wer auf Tristan alleine bleibt, bleibt lange allein. Und wer auf Tristan heiratet, bleibt lange verheiratet. Es gibt keine Scheidungen. Als Ausweg aus der Ehe bleibt nur die Flucht über den Ozean.

Melanie will weg. Melanie, 29, Nachbarin von John und Vanessa, liebt Tristan, aber sie ist dieser Liebe überdrüssig. Ihre Welt besteht nur aus dieser Insel. Eines Abends kommt sie zu John und Vanessa und bringt frisch gebügelte Wäsche. Sie setzt sich an den Küchentisch, kaut Biskuits mit Schokoladeüberzug, eins nach dem andern, und klagt den Freunden ihr Leid. Es gibt nicht einmal

ein zweites Dorf, mit Menschen, die man vielleicht zwei Wochen nicht sieht und dann besucht. Da würde sich ein Schwatz lohnen. Aber hier? „Ich will leben. Ich fühle mich, als hätte ich Klaustrophobie!“

Die Verbindung mit ihrem Verlobten löste sie, als sie schwanger war. Anschliessend fuhr sie für sechs Monate nach St. Helena, das erste Mal weg von Tristan! „Nun bin ich wieder da.“ Melanie schweigt lange. Der Sturm rüttelt an den Fenstern, das Neonlicht über dem Küchentisch flackert. Auf Tristan fehlen ihr die Aufstiegschancen. In der Mitte des Südatlantiks muss lange warten, wer eine bestimmte Stelle will. Für die Tristan da Cunha Police Force arbeiten bereits drei Personen, Hilfsconstables nicht eingerechnet; sieben Lehrerinnen unterrichten die wenigen Schüler; die Arbeit ist knapp. „Ich stecke hier fest.“

Lange haben die Inselbewohner den Versuchungen der Fremde widerstanden. Als der Vulkanausbruch von 1961 die Menschen zur Flucht nach England zwang, warteten sie ungeduldig darauf, bis Tristan wieder sicher war. Nach zwei Jahren war es so weit, fast alle kehrten zurück. Die Insulaner liessen das Mutterland mit der Frage allein, weshalb sie Einsamkeit und Armut einem Leben mit Annehmlichkeiten, Vergnügen und besseren Karrieremöglichkeiten vorziehen. Doch das hat sich nun geändert, zumindest für Melanie und ihre Kolleginnen. „Viele der jungen Frauen gehen heute weg.“ Bald wird auch Melanie gehen, bald hat sie genug gespart. „Ich fahre

mit dem übernächsten Schiff.“ Jetzt lächelt sie, Leben kommt in ihre Augen, die sie so schön rollen kann.

Melanie versteht es, sich ohne Worte mitzuteilen: Die Männer auf Tristan haben keinen Grund, die Insel zu verlassen. Sie haben sich ihr Leben mit Fischen, Jagen und Snookerspiel im Pub gut eingerichtet, und sie entscheiden auch über das Leben auf der Insel. Im zwölköpfigen Inselrat muss nur eine Frau vertreten sein, zur Zeit sind es zwei. Erst einmal in der Geschichte der Insel gewann eine Frau die Wahl um das Amt des Inselchefs. Ihr gelang es durchzusetzen, dass die Berufe wie Traktorfahrer oder Mechaniker nicht mehr nur den Männern vorbehalten sind. Nach drei Jahren wurde sie abgewählt.

Fischen ist die wichtigste Männersache auf Tristan. Die Insel lebt vom Hummerfang. Zusammen mit seinen beiden Partnern fährt John hinaus, als das Morgengrauen eines Tages endlich in Sonnenrot übergeht. Nur vier Mal, fünf Mal im Monat ist das Wetter ungefährlich. Das helle Klingen des Gongs hat John geweckt; zwei erfahrene Fischer haben auf die alte Gasflasche beim Pub geschlagen. Man muss sich mit dem Wetter auskennen auf Tristan, es ändert schneller, als man die Hosen wechseln kann. So bleiben die zwanzig Boote trotz ruhiger See immer in Ufernähe, wie Küken, die sich nicht von der Henne wegtrauen. Die Reusen fliegen über Bord, eine nach der anderen. In einigen Stunden werden die Männer sie wieder hochziehen, gefüllt mit einem Dutzend Hummer. Oder einem einzigen Octopus. Sitzt ein Octopus

in der Reuse, gehen die Hummer nicht mehr in die Falle.

John lehnt über die Bordwand, gedankenversunken an einer Angelschnur zupfend.

„Nur keine zweite Asienkrise!“ Keine zweite Asienkrise? Johns Worte kommen unvermittelt.

„Ja. Ein Crash wirkt sich bis zu uns aus.“

Tristan, abgelegenstes Eiland dieser Welt, hängt vom hektischen Gezappel an den Börsen ab! John zieht weiter an der Angel. Sanft schaukelt das Boot in den langgezogenen Wellen; die Spitze des Vulkans leuchtet frischverschneit. Klar! Die Hummer sind ein Luxusgut. Sie werden in den Fernen Osten, nach Amerika und Frankreich exportiert. Verzichten die japanischen Hochzeitspaare auf das traditionelle Hummeressen, gehen hier draussen die Verkäufe zurück, und zwar schnell. „Nach der ersten Krise fielen die Preise um siebzehn Prozent.“

Das Geld fehlt der Insel. Administrator Brian Baldwin hat nun bei der EU in Brüssel um Hilfe angefragt: Der kleine Hafen vermag nicht einmal die Fischerbooten vor der Wucht des Südatlantiks zu schützen, die lange Reihe der Wellenbrecher muss dringend verstärkt werden.

Auf Tristan liesse sich auch mit anderen Dingen Geld verdienen, etwas mehr Fremdenverkehr zum Beispiel. Heute kommen nur ein paar Dutzend Touristen im Jahr, auf Eisbrechern unterwegs in die Antarktis. Sie bleiben nicht; es gibt kein Hotel auf Tristan. John klemmt die Angelschnur an der

Bordwand fest und dreht sich um. „Nein. Das wollen wir nicht.“

Oder ein Flugplatz?

„Weshalb?“ John, zweitjüngstes Mitglied des Inselrates, hält auf Tradition. Er will die Ziele des Gründervaters bewahren. John ist auch dagegen, dass Administrator Brian Baldwin einen Neubau der Verwaltung plant, inklusive Lesecke mit internationalen Zeitungen. Jede Öffnung hin zur Aussenwelt empfindet er als Gefahr.

Als Johns Ururgrossvater Gaetano Lavarello auf Tristan strandete, war er einer der letzten Ankömmlinge. Seit über hundert Jahren Tristan ist eine geschlossene Insel, niemehr wurde auf dem grossen Inselstammbaum im Ratsaal ein neuer Familienname eingetragen. Es sind immer noch dieselben sieben. Das soll auch so bleiben, und John ist nicht allein mit dieser Meinung. Nachdem BBC einen Dokumentarfilm über Tristan ausgestrahlt hatte, trafen auf der Verwaltung zahlreiche Schreiben ein von Menschen, die im Südatlantik ihr Lebensglück suchen wollten. Sie waren fasziniert vom Frieden in der Einsamkeit.

„Wir sagten allen ab.“

John blickt wieder aufs Meer, hinunter in die Tiefe. Glasklar ist das dunkelblaue Wasser.

Duncan, Johns Cousin, hat Angst vor den Folgen der Isolation. Duncan sitzt Zuhause auf dem Rand seines Stuhls und starrt auf das schreiende Neugeborene in den Armen seiner Frau. John und Vanessa sind da, ein kurzer Besuch nach dem Nachtessen, sie wollten zur Geburt gratulieren.

Jackie wiegt das Kind, gegen die Kälte in dicke Decken gewickelt, und versucht es zu beruhigen. Vergeblich. Das Baby kann kaum atmen, seine Atemwege sind angeschwollen. Doch was nun? Was sollen John und Vanessa, noch kinderlos, raten? In der Wohnwand steht das Bild des Kindes, das Jackie vor Jahresfrist geboren hat. Der Rahmen ist schwarzumflort. Es lebte nur wenige Tage.

Ob das Baby an Asthma leidet oder nur an einer starken Erkältung, ist unklar. Duncan fürchtet sich vor der Diagnose.

Duncan hat Asthma. Er, der so gerne lacht, kann seine Geschichten kaum zu Ende erzählen, so sehr setzt ihm die Krankheit zu. Sein Atem geht pfeifend. Seine Schwestern haben Asthma. Die jüngere, Discoqueen mit roten Locken, musste ihre Stelle in der Fischfabrik aufgeben, weil sie den Dampf der kochenden Hummer nicht mehr ertrug. Duncans Vater hat Asthma. Der kleine Nachbarjunge träumt von weissen Geistern, die in seinen Mund fliegen und ihm den Hals verschliessen. Die Krankheit beherrscht das kleine Dorf. Jede Familie auf Tristan ist heute von der Krankheit betroffen, mehr als die Hälfte aller Menschen leidet unter den Symptomen.

Einwandererinnen aus St. Helena, 1827 von einem Schiffskapitän für einpaar Säcke Kartoffeln nach Tristan gebracht, um dem Mangel an Frauen entgegenzuwirken, sollen die Krankheit mitgebracht haben. Die Isolation begünstigte die Verbreitung, da die Menschen auf Tristan nur unter

sich heiraten. Alle sind miteinander verwandt. Der Grad an Inzucht ist so hoch, dass zwei Brüder über fünfzig Stammbaumzweige gleichzeitig auch Cousins sind.

Niemand auf Tristan spricht gerne darüber. Die Menschen wissen, dass man in der Aussenwelt eine Vorliebe für diesen Mosaikstein des Insellebens hat, also lässt man das Thema ruhen. Als sich Vanessa sich von ihren Freunden verabschiedet hat und draussen steht, beginnt sie trotzdem zu reden, unter einem Himmel, der heller funkelt als die Krone der Queen in Brian Baldwins Büro. Ihre Mutter musste von erstaunten Touristen schon hören, sie sehe ja ganz normal aus. „Sind Sie wirklich von hier?“ Vanessa ärgert die Geschichte. „Es gibt keine debilen Menschen auf Tristan. Niemand ist geistig krank“. Und seit Genjäger hier gewesen sind, weiss sie, dass das Asthma nicht zwingend durch Inzucht bedingt ist. Die Forscher aus Kanada und Amerika hatten nach einem Defekt im Erbgut gesucht, der bei allen Kranken auftaucht. Sie hofften, so den Ursachen der weltweit zunehmenden Krankheit auf die Spur zu kommen. Doch ihr Befund fiel nicht eindeutig aus: Auf Tristan leiden auch Menschen am pfeifenden Atem, auf deren Chromosomen das sogenannte Asthmagen nicht zu finden ist. Also muss es andere Gründe geben. „Aber welche?“ Die einseitige Nahrung: Kartoffeln, Fleisch und Büchsgemüse? Milben, die in diesem Klima gut gedeihen? Der Vulkan?

Duncans Baby erholt sich. Nach ein paar Tagen schläft es ruhig in der Sonne. Es hat kein Asthma.

Eines Abends holt Vanessa ihren Rucksack aus dem Estrich. Es wird Sommer auf Tristan, und bald ist Weihnachten. Der Swimmingpool gegenüber dem Pub ist gefüllt, mit Süsswasser, das nach dem starken Regen der letzten Zeit in stiebenden Wasserfällen vom Vulkan herunterströmt; Administrator Brian spielt im Abendlicht Golf, ohne dass der Wind den Ball wieder vor seine Füsse legt. Zwanzig, ja fünfundzwanzig Grad zeigt das Thermometer. Es ist Zeit, um nach Nightingale zu fahren.

Wie Papierschnitzel fliegen die Segel der Langboote über das Wasser. Die Männer an den Pinnen gehen hart an den Wind und setzen die weissen Rumpfe mit den rotblauen Zierlinien auf Wogenkämme, damit sie zu gleiten beginnen. Rufe gehen von Boot zu Boot, jubelnd, verzerrt vom Wind. Die Langboote sind der Stolz der Tristaner. Den Winter über sind sie am Rand der Hafenstrasse aufgebockt und mit Seilen gegen die Attacken des Sturmwindes festgezurt, nun haben sie wieder Wasser unter dem Kiel. John ist besonders stolz, denn sein Vorfahre Gaetano Lavarello hat die Schiffe gezeichnet. John segelt auf „British Flag“, das Boot gehört ihm zusammen mit ein paar Freunden. Trotzdem sagt jeder: „That’s my boat.“

Knapp vierzig Kilometer ist Nightingale von Tristan entfernt, eine hellblaue Silhouette in der flirrenden Luft. Die Tristaner holen auf dem kleinen Eiland Nachschub für Küche und Garten: Sie sammeln Guano und fangen junge Vögel, Petrels

geheissen. Die Vögel werden ausgekocht, das gibt das beste Bratfett. Und sie stürzen sich ins Dickicht des zwei Meter hohen Tussockgrases, suchen die Nester der Rockhopper-Pinguine und holen überzählige Eier. Später werden Pinguin-Merengues aufgetischt, rosa eingefärbt mit Erdbeeraroma.

Nightingale ist zudem die Urlaubinsel der Tristaner. Hierhin ziehen sie sich in Stille und Abgeschiedenheit zurück, weg vom Inselalltag, der ihnen manchmal zu hektisch ist. Auch auf Tristan braucht man manchmal Ruhe und eine andere Aussicht. In kleinen Holzhäuschen wohnen sie, gekocht wird auf offenem Feuer. Die Ferien dauern solange, wie der Wind in die gleiche Richtung bläst, ein paar Tage, zwei Wochen. Kehrt er, kehren auch die Tristaner zurück in ihr Nest Edinburgh, zurück in die Arme der Grossfamilie.

Doch die Zukunft von Utopia ist in Gefahr: Die Bevölkerung ist überaltert, die Stühle im Schulhaus sind nur zur Hälfte besetzt. 42 Kinder waren es 1988, nun sind es noch 29, und in den nächsten Jahren werden nur zwei in die erste Klasse eintreten. Immer mehr junge Frauen verlassen ihre Heimat, und bei den jungen Paaren, die bleiben, will sich kein Nachwuchs einstellen. Sie bleiben kinderlos.

Über die Gründe der Kinderlosigkeit gibt es nur Gerüchte, niemand, der in Tristan offen darüber spricht. Möglicherweise ist die Chemie daran schuld. Auf den Kartoffelfeldern werden die Raupen mit Pestiziden bekämpft, die Ratten in den

langen Lavamauern sterben an Gift, Milben und Motten werden chemisch vernichtet. Weil die Schädlinge – von Schiffen importiert – keine natürlichen Feinde haben, bleibt den Tristanern die Chemie als einziges Mittel. Das Gift ist überall; es könnte ein Grund sein. Oder dann ist es der Alkohol, der die Männer unfruchtbar mache. 96'000 Büchsen Bier bringt das grösste Versorgungsschiff jeweils, das reicht für ein halbes Jahr. Eine dritte Theorie: die Gene. Vielleicht versucht die Natur die Verbreitung des begrenzten Erbgutes zu verhindern, um das Ergebnis von jahrtausendealter Auslese und Verbesserung nicht zu gefährden.

Eine überzeugende Erklärung fehlt, doch die Fakten sind klar. Die Inselbevölkerung droht so stark zurückzugehen, dass die täglichen Geschäfte in wenigen Jahren nicht mehr bewältigt werden können.

Inselchef James weiss das. In der Stube auf seinem roten Sofa sitzend, lehnt er sich zurück und starrt an die Decke. Im Aquarium neben ihm schwimmen Goldfische, darüber droht das Gebiss eines Weissen Hais. Vielleicht kann die moderne Medizin helfen. Die kinderlosen Paare fahren mit dem Versorgungsschiff nach Kapstadt, um sich untersuchen zu lassen. Mit dem letzten Schiff kam eines zurück, mit dem nächsten fährt ein anderes.

„Natürlich werden wir notfalls aufmachen.“ James spricht, als würde er bestraft, mit niedergeschlagener Stimme. Der Tag wird kommen, an dem der Inselrat seine Isolationspolitik aufgeben und Fremde aufnehmen muss; die Zukunft des

Experiments Tristan da Cunha hängt davon ab. Aber James fürchtet sich vor diesem Tag. Tristan liegt nicht am Rande der Welt, Tristan ist eine Welt für sich. Es werden Menschen kommen, die nicht gewohnt sind, in solcher Einsamkeit zu leben. Es wird zwei Gruppen geben, die Alten und die Neuen. Die Fremden werden das Gefüge der Grossfamilie stören.

Doch James kann hoffen, dass begeisterte Menschen kommen. Er weiss, was in den Briefen steht, die nach der Ausstrahlung des BBC-Films auf Tristan eintrafen. Menschen haben geschrieben, die sich auf Tristan wie der Papst niederknien und die Erde küssen möchten, diesen weichen, federnden Grasboden mit tausenden von kleinen, lilafarbenen Sternblumen, Sweet Millies geheissen.

Solche neue Inselbewohner könnten auch eine Chance sein. Oder nicht?

James Frau bringt frischen Tee, in der Dachrinne plappert der Regen, und die Goldfische schwimmen um die kleine Plastikschatztruhe auf dem Boden des Aquariums. Sie ist halb geöffnet.

James schweigt.

Publiziert in: GEO 3/2000 (kürzere Fassung)

© Christian Schmidt